

Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wiß in Breslau.

N^o. 81.

Sonnabend, den 8. Oktober 1864.

II. Jahrgang.

Die **Breslauer Hausblätter** erscheinen jeden Mittwoch und Sonnabend, und sind durch die Kgl. Post-Anstalten für 14 Sgr., in Breslau durch die Colporture in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben. **Inserate** werden bei einer starken Auflage mit 1½ Sgr. für die gepaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und in der Expedition, Universitätsplatz Nr. 16, angenommen.

[**Stand der Welthandel.**] In der gegenwärtigen Tages-schriftstellerei, woran sich eine Menge höchst zweifelhafter Subjekte mit Handlangerdienst gegen mäßiges Honorar theiligt, welche eine neue Art „Roboter“ oder „weißer Sklaven“ im Dienste gewisser die Dummheit ausbeutender Geldbarone abgiebt, tritt der sittliche Maßstab bei Beurtheilung der Begebnisse so sehr zurück, daß eben deshalb vielen Lesern derartig bedienter Blätter allgemach die Begriffe von Gut und Schlecht, Tugend und Sünde, Recht und Unrecht schwinden, so daß Personen von sonst moralischen Grundsätzen doch öfters in politischen Dingen Ansichten huldigen, die mit dem Christenthum, das sie bekennen, durchaus im direkten Widerspruch stehen. Daran ist vorzüglich der heillose Mißbrauch Schuld, der in der Tagespresse mit der Sprache getrieben wird, die dazu dienen muß, das Verbrechen mit milden Namen zu überlünchen und die Dinge anders zu heißen, als was sie sind. Dieses Schandspiel hat die demokratische und liberale Zeitungsschreiberei besonders bei den Verbrechen in Italien aufgeführt, wo die Prinzipien der Tugend, des Rechtes, des Evangeliums, personifizirt im Papst, bekämpft werden von den Prinzipien der Sünde, der Ungerechtigkeit und des Antichristenthums, wie sie sich in der Revolutionspartei, resp. der einheitsitalienischen Nationalpartei mit Victor Emanuel an der Spitze, verkörpern. Die Gaunerei, welcher sich die liberal sein wollende Presse im Allgemeinen auf dem Gebiet der Begriffe schuldig machte, war die, daß sie nicht die Grundsätze der christlichen Moral und des Rechtes bei diesem Kampfe streng anwandte und danach Personen und Thaten beurtheilte, sondern daß sie dem größten Theile nach die unmoralischen, rechtswidrigen, gewalthätigen Brutalitäten der gekrönten Revolution und ihre ehrlosen Träger entweder mit dem Zweck der „Einheit Italiens“ entschuldigte, oder dieselben offen verherrlichte und Freiheiter und Räuber als Helden erscheinen ließ, während sie zugleich über den Papst, die weltliche Macht desselben und den Kirchenstaat, über die päpstliche Regierung und die Zustände in Rom lügenhafte, verleumderische, oft boschaste und von dem Sekten- und politischen Parteilichkeit dictirte, auf die Herabwürdigung derselben berechnete Nachrichten und Darstellungen verbreitete. Diesem

verwerflichen und ehrlosen Geschäft hat ein guter Theil der englischen, italienischen und auch deutschen liberalen Presse vor und während der piemontesischen Raubzüge geadelt, und es ist kein Wunder, wenn bei der ohnehin vielfach kümmerlichen christlich-sittlichen Bildung vieler Zeitungsleser dieselben mehr oder weniger in ihrem Urtheil berückt wurden und zuletzt nicht mehr wußten, was billig und recht. Gab es doch selbst Katholiken, welche als von der perfiden Presse in ihr Garn eingefangene Stimpel dummgläubig die Vererbung des Päpstlichen Stuhles, die Unsitlichkeit des Kirchenraubes übersehend, nach dem Vorgang der Räuber für unverfänglich, wenn nicht für eine Wohlthat hielten und welche so stöckdumm und staarblind gemacht worden, daß sie vermeinten, der Papst könne auch als Unterthan seines Räubers und in der Löwengrube der revolutionären und gewissenlosen Uebertreter der göttlichen und kirchlichen Gebote seines Oberhirtenamtes frei pflegen. Wenn das am grünen Holz wuchs, was erst da, wo sich zu der Begriffsverwirrung noch der sektirerische Haß gesellte, der mit den Räubern schon deshalb sympathisirte, weil er sich von der Verraubung und Knechtung des Papstes die Verderbung des kathol. Glaubens in Italien und wo möglich dessen Untergang in der ganzen Welt versprach. Mit ihnen in's Horn blies allüberall das moderne Literaturjudenthum, welches, obwohl es Schweinefleisch ist und darin und in vielen Dingen sich vom alten Judenthum geschieden, doch dem alten jüdischen Haß gegen das Christenthum treu geblieben und das sich, wie bekannt, eifrigst auch mit der Colportage von Schandbüchern gegen Christus den Sohn Gottes befaßt. Ja man kann wohl sagen, daß die jüdischen Blätter vorzugsweise bei dem Kampf des Christenthums und Antichristenthums in Italien für letzteres geschäftelt haben, so daß über ihre Natur und Absicht kein Zweifel mehr obwalten kann.

War es nicht Schmach und Blödsinn, wenn Katholiken in Beurtheilung der römisch-italienischen Begebnisse sich auf Seite der offenen Christushaßer stellten und die Stimme des obersten Hirten der Kirche überhörten, der vor Gott und den Menschen die schändlichste Verletzung der göttlichen und menschlichen Gesetze und der evangelischen Moral, wie sie

der Raubkönig mit seinen Verschworenen begingen, verdammt und gegen den Länder- und Kirchenraub, wie er ehrlos verübt ward, feierlich protestirte?

Es liegt eine unaussprechliche katholische Charaktererniedrigung darin, wenn Katholiken sich nicht entblöden, mehr auf die Stimme offener Verräther und Feinde des Christenthums zu hören, als auf die Stimme des Papstes, der Bischöfe, der Priester und aller der kathol. Männer, welche noch vor Baal ihre Kniee nicht gebeugt und dem goldenen Kalb noch nicht geopfert haben. Wenn solche Katholiken zu schwach am Geiste sind, daß sie die Bedeutung der weltlichen souveränen Selbstständigkeit des Papstthums im Verhältniß zur Freiheit und Unabhängigkeit der kathol. Kirche nicht zu bemessen vermögen, so muß ihnen doch aus den Zehn Geboten bekannt sein, daß Christus der Herr den Diebstahl und Raub verdammt, daß weder ein König noch ein Volk das Recht hat, zu rauben, selbst nicht zu einem nationalen Zweck, daß Räuber kein Volk groß und glücklich machen, wenn sie auch derlei vorschwindeln, daß die sogenannte Einheit Italiens an Bedeutung unendlich niedriger steht, als das Heil der ganzen Kirche, wie sie auch aus den Folgen nun bereits abnehmen können, daß die Räuberei namenlos großes Elend, Ströme von Blut, und eine enorme Schuldenlast veranlaßt hat, so daß es über alle Begriffe niederträchtig ist, wenn im Angesicht solcher Früchte sich noch heut Schutzredner der italienischen Revolution aufthun. Oder kommt's auf die Schlechtigkeit der Mittel und die unglücklichen Folgen bei Beurtheilung des italienischen Handels nicht mehr an? Aber dann huldigt man ja ersichtlich Grundsätzen, die sich eben so gut in jeder Räuberbande vorfinden und man giebt uns die Aspecten, daß der moderne Zukunftsstaat sich in eine Räuberhöhle ausgestalten müsse, damit die Wirklichkeit den Ideen entspreche. Und selbstverständlich wird dann das Recht des Stärkern das einzige Recht sein und unsere geldgespickten Philister, welche heut vergnügt auf den Raubthät Italiens schauen, werden es sich gefallen lassen müssen, daß dieselben Grundsätze an ihren Villen, Häusern und Kapitalien erprobt werden und werden dann hoffentlich die Corrigendenhäuser als unzeitgemäße Antiquitäten abthun und ihre Bewohner als die Märtyrer des Zukunftsstaates in die Staats- und Stadtregerung erwählen und ihnen die Bürgerkrone dekretiren. Denn es ist ja gewiß ganz dumm, die großen Länder- und Kirchenräuber zu verherrlichen, die kleinen Haus- und Taschendiebe aber als Verbrecher einzusperrern. Dies kann nur so lange arriviren, als die modernen in Italien applaudirten Staatsideen noch nicht allgemein zum Durchbruch gekommen und sich durch allgemeinen Einbruch in die Besitzthümer der liberalen Geldbarone das Bürgerrecht errungen haben.

In Italien heißt's bei den Zukunftsstaatslehrern: Gewalt vor Recht. Wer dazu freundlich mit den Augen zwinkert, wird es billig finden, daß dieser Grundsatz nicht bloß gegen den Papst, sondern auch gegen die liberalen Zwinckerer zur Anwendung komme. Offenbar sind der Armen mehr, als der Reichen und selbstverständlich werden z. B. die

armen Sklaven der großen Magazinbesitzer die „Macht“ besitzen, weil sie die meisten Fäuste zählen und haben also nach dem modernen Staatsrecht das „Recht,“ im Interesse ihrer Machtvergrößerung sich die Besitzthümer ihrer Herren zu annectiren, ganz wie man sich in Turin fremden Besitz annectirt, d. h. anstiehlt oder anraubt, was dann als Turin eigenthümlicher Besitz „anerkannt“ wurde. Es müßte possiblich sein, das Gesichtsspiel der liberalen Herren in Stadt und Land zu sehen, wenn die turinischen Grundsätze auch bei ihnen von den „Machtfäusten“ praktizirt würden, natürlich auch, um sie, wie in Italien den Papst, von dem beschwerenden irdischen Ballast zu befreien und ihnen die Ausübung geistiger Funktionen zu erleichtern!

Wenn sie sich dagegen wehren und sagen, das wäre ja die purste unleidlichste Spitzbüberei, wobei kein ordentlicher Mensch mehr seiner Habe und seines Lebens sicher sei, so haben sie ganz recht. Es ist eben die purste Schelmerei, die unter der Firma der „Einheit Italiens“ betrieben wird und es ist eine grenzenlose Verhöhnung aller göttlichen und menschlichen Gesetze, wenn Leute die freche Stirn haben, diese Raubwirtschaft zu vertheidigen und dem Evangelium Jesu Christi, dem Völker- und Privatrecht Fußtritte zu geben. Man wird darnach begreifen, warum der heil. Vater es unter seiner Ehre und gegen seine heilige Pflicht als Wächter des Rechts hält, sich mit einem treulosen und gottlosen Menschenhagel auf Unterhandlungen einzulassen und auch nur einen Finger breit von dem Boden des Rechts abzuweichen. Non possum — ich kann mit einem Räuber nicht unterhandeln und an die Rechte der Kirche opfern; das kann nur die Antwort auf alle Zumuthungen sein, die nicht die Rückgabe des geraubten Gutes zur Unterlage haben.

Ob das weltklug ist, darauf kommt's gar nicht an. Jedenfalls hält der Papst seine Würde rein von dem revolutionären Ausfluß der Gegenwart, repräsentirt die Stimme der ungetriebenen Religion Jesu Christi und des Rechts, verdammt laut und vernehmlich die Gottlosigkeit, welche selbst die Grundgebote aller geoffenbarten Religion nicht mehr achtet, steht im Interesse der Wahrheit wie ein Märtyrer unüberwindlich mitten in dem von zahllosen schändlichen Irrthümern schmimmenden Weltozean, welche von den Leidenschaften aus dem Abgrund ausgespien werden und darf sich der Verbeißung seines göttlichen Meisters getrösten: „Fürchte dich nicht; ich habe die Welt überwunden.“

Stände das Papstthum auf bloß menschlichen Berechnungen, dann könnte es dem Papste Pius bange werden. Denn selbst die neue Uebereinkunft zwischen Paris und Turin birgt der Gefahren genug und die raubkönigliche Regierung hätte sich schwerlich dazu zwingen lassen, wenn sie daraus nicht Vortheil zu ziehen hoffte und die Revolution hofft jedenfalls aus ihr als Frucht den Raub Rom's. Die Nähe der raubköniglichen Regierung von Rom wird offenbar zur Beunruhigung und Revolutionirung Rom's dienen. Der Papst muß, wenn der Franzose zöge, mehr Militär zum Schutz gegen innere und äußere Feinde halten und so die Schuldenlast des Staates vermehren. Wenn man ihm verbietet, eine andere kathol.

Macht zu Hilfe zu rufen, so ist die alte Persidie wieder thätig, welche zu Gunsten des Stärkeren den Schwächeren widerstandsunfähig macht und ihm die Mittel der Verteidigung verschließt. Alles das soll offenbar den Papst mürbe und geneigt machen, auf Abfindung mit seinem Feinde sich einzulassen. Man vermehrt seine Bedrängnisse, während man ihm Rom garantiert. Diese Garantie ist ein Danaergeschenk und schließt keineswegs die Pandorabüchse auf die Dauer, aus der schon so zahllose Uebel über Italien gekommen. Im besten Fall hat sie nur so lange einen Halt, als Frankreich im Stande ist, der Revolution Halt zu gebieten. Der Wählerei kann sie aber auch jetzt nicht einmal Einhalt thun und der Vertrag ist nur eine neue Quelle der Gefahren für den heil. Stuhl. Derselbe hat daher keine Ursache, Napoleon dafür verbindlich zu sein, selbst wenn es diesem mit der Garantie Rom's gegen piemontesische Invasion vollkommen Ernst ist, was wir nicht verabreden. Im übrigen stehen auch nun Napoleon und Victor Emanuel an einer Klippe, welche Beiden Verderben droht. —

Wir fügen heute nur noch einen Brief bei, der zu Obigem in einiger Beziehung steht. Man liest in der „Gazette de France“: „Wir zeigten kürzlich den Tod des Cardinals Bedini, Bischofs von Viterbo, an. Er war Gouverneur der Legationen gewesen. Als er noch päpstlicher Nuntius in Brasilien war, empfing er 1847 einen Brief folgenden Inhalts: „Wenn Se. Heiligkeit es für angemessen erachtet, einen Aufruf an waffenerprobte Arme zu erlassen, so ist es kaum nöthig zu sagen, daß wir mit der größten Freude uns dem Dienste desjenigen weihen, der schon so viel für das Vaterland und für die Kirche gethan hat. Wir thun es nicht, weil wir die Anmaßung haben zu glauben, die Hilfe unserer Arme sei ihm nothwendig. Wir wissen sehr wohl, daß der Thron St. Peter's auf Grundlagen beruht, die durch keine menschliche Macht je umgestürzt oder erschüttert werden können.“ Dieser Brief war unterzeichnet: „Giuseppe Garibaldi.“

Nordländer als Friedensunterhändler beim Präsidenten Davis.

(Zur Charakteristik der Gesinnung der kriegsführenden Parteien.)
(Fortsetzung und Schluß.)

„Wir hegen kein Verlangen, Euch auszurotten,“ antwortete der Oberst. „Ich bin überzeugt von dem, was ich gesagt habe, daß eine eigentliche Bitterkeit zwischen dem Norden und dem Süden nicht existirt. Der Norden, daß weiß ich, liebt den Süden. Wenn der Friede kommt, so wird er Geld und Mittel über Euch ergießen, die Verheerungen des Krieges wieder gut zu machen, und er würde Euch jetzt gerne wieder aufnehmen und Euch all die Verluste und das Blutvergießen verzeihen. Aber wir müssen Euer Armee vernichten und Eurer Regierung ein Ende machen. Ist das nicht schon fast geschehen? Ihr seid ohne Geld und Euer Hilfsmittel verlegen. Grant hat Euch in Richmond eingeschlossen. Sherman steht vor Atlanta. Wäre es unter so bewandten Umständen nicht besser für Euch, wenn Ihr auf ehren-

hafte Bedingungen einginget, so lange Ihr noch Euer Prästium retten und den Stolz Eures Volkes schonen könnt?“

„Herr Davis lächelte: „Ich achte Ihren Ernst, Herr Oberst, aber Sie scheinen mir die Sachlage nicht zu verstehen. Wir sind nicht so ganz eingeschlossen hier in Richmond. Wenn Eure Zeitungen wahr sprechen, so ist es Eure Hauptstadt, die in Gefahr ist, nicht die unserige. Ich kenne Ihre Beweggründe, Oberst Jaques, und ehre sie, aber was kann ich anders thun? Ich würde mein armes Leben geben und mit Freuden, wenn ich dadurch Friede und Wohlwollen zwischen den beiden Ländern herstellen könnte, aber es würde nicht möglich sein. Bei Ihrem eigenen Volke sollten Sie anfangen, zu arbeiten. Ihr Volk ist es, welches unsere Wohnungen zerstört, unsere Weizenfelder verbrennt und Vorräthe, die für die Kranken und Verwundeten bestimmt sind, vernichtet. Auf Euch ruht die Schuld an allem diesem Elende.“

„Nicht so ganz, Herr Davis. Eine fürchterliche Schuld ist es wohl, aber sie lastet nicht auf uns allein. Auf beiden Seiten sind die Leidenschaften erregt. Unbewaffnete Männer werden gehängt und Kriegsgefangene kalten Blutes von Euch niedergeschossen. Elemente der Barberei schleichen sich beiderseits in diesen Krieg ein, an die wir als Christen nicht ohne Schauern denken können. Ich beschwöre Sie bei Gott, Herr Davis, laßt uns dem Krieg dringend Einhalt thun. Laßt uns etwas thun, etwas zugeben, um dem Frieden eine Bahn zu machen. Sie können nicht erwarten, mit vier und einer halben Million, wie stark Sie nach Herrn Benjamins Aussage noch sind, es auf ewig mit zwanzig Millionen aufnehmen zu können.“

Wiederum lächelte Herr Davis. „Glauben Sie, es gebe zwanzig Millionen im Norden, die nach unserer Vernichtung trachten?“

„Ja wohl, zwanzig Millionen, die Eurer Regierung ein Ende machen wollen. Nur eine kleine Anzahl von Reuten, eine sehr kleine Anzahl giebt's im Norden, die Eure Freunde sind, die Sezessionisten. Die Uebrigen sind zwar nicht einig über Maßregeln und Kandidaten, sind aber einig in dem Entschlusse, die Union aufrecht zu erhalten. Wer auch immer im kommenden November erwählt werden mag, er muß sich zu einer kräftigen Fortsetzung des Krieges verpflichten.“

Herr Davis lächelte wieder ungläubig: „Es ist so, mein Herr,“ fuhr ich (Wilmore) fort, „und wer Euch anders berichtet, täuscht Sie. Jetzt können Sie noch billige, ehrenhafte, großmüthige Bedingungen erlangen; lassen Sie aber den Norden noch längere Leiden erdulden, lassen Sie einen Todten in jedem Hause sein, wie jetzt einer auf jedes Dorf kommt, so wird der Norden keine Bedingungen mehr geben; er wird darauf bestehen, daß jeder Rebelle südl. von . . . gehängt werde. Verzeihen Sie mir meine Sprache, ich wollte Sie nicht beleidigen.“

„Sie beleidigen mich nicht,“ antwortete Herr Davis mit beifälligem Lächeln, „ich möchte nicht, daß Sie jedes Wort auf die Goldwaage legen. Dies ist eine offene, freimüthige Sprache, und Sie gefallen mir darum um so besser, wenn Sie reden, wie Sie denken. Fahren Sie fort, ich bitte.“

„Ich wollte nur sagen: das Volk des Nordens möge nur einmal zum wirklichen Bewußtsein der Leiden des Krieges kommen,

— es fühlte den Krieg noch nicht so recht, — und es wird darauf bestehen, daß die Führer der Rebellion Mann für Mann gehängt werden.“

„Wohl, zugegeben all' das; ich sehe nicht ein, wie es unsere Lage ändert. Es giebt größere Uebel, denn Strang oder Vernichtung, und unter diese schlimmeren Uebel rechnen wir den Verlust des Rechtes der Selbstregierung.“

„Unter Selbstregierung verstehen Sie Auflösung der Union, Unabhängigkeit der Südstaaten?“

„Ja wohl.“

„Und die Sklaverei ist kein Element des Kampfes mehr, sagen Sie?“

„Nein, sie hat mit dem Kampfe nichts mehr zu schaffen. Sie war nur das Mittel, welches andere streitende Elemente zu einem früheren Ausbruche drängte. Sie feuerte die Muskete ab, die bereits geladen und mit Zündhütchen versehen war. Zwischen dem Norden und dem Süden giebt es wesentliche Unterschiede, die, wie auch der Krieg enden möge, zwei verschiedene Nationen konstituiren würden.“

„Sie wollen wissen, was ich denke. Wohl, ich denke den Süden ziemlich genau zu kennen, und habe diese wesentlichen Unterschiede doch niemals wahrgenommen.“

„Dann haben Sie Ihre Augen nicht recht gebraucht. Mein Gesicht ist nicht so scharf, wie das Ihrige; ich habe die Unterschiede aber schon seit Jahren wahrgenommen.“

„Sei dem wie es wolle,“ fuhr Gilmore fort, „wenn ich Sie recht verstehe, so läßt sich der Zwiespalt zwischen Ihrer Regierung und der unsrigen in die Formel zusammendrängen: Union oder Trennung?“ — „Ja,“ erwiderte J. Davis, „oder mit andern Worten: Unabhängigkeit oder Unterjochung.“ — „So sind die Regierungen also in unveröhnlichem Gegensatz. Es bleibt keine Alternative, als der Kampf. Mit den Völkern aber ist's anders. Sie sind des Kampfes müde und sehnen sich nach Frieden; und da sie die ganze Last und die ganzen Leiden des Krieges tragen, sollten sie darum nicht einen Anspruch auf Frieden haben, und zwar unter solchen Bedingungen, wie sie ihnen annehmbar erscheinen?“ — „Ich verstehe Sie nicht. Sehen Sie mir etwas ausführlicher auseinander, was Sie meinen.“

„Ich meine, wenn die beiderseitigen Regierungen etwa in Folgendem übereinkämen: Sich mit zwei Vorschlägen an's Volk zu wenden: entweder Frieden mit Trennung und Unabhängigkeit der Südstaaten, wie Sie es wünschen, oder Frieden mit Union, Emanzipation, allgemeine Amnestie und keiner Konfiskation, wie es unser Wunsch ist. Die Bürger der Vereinigten Staaten (wie sie vor dem Kriege existirten) mögen mit Ja oder Nein über diese beiden Propositionen abstimmen, innerhalb sechszig Tagen. Wenn die Majorität für Trennung stimmt, so soll unsere Regierung durch das Votum gebunden sein und Euch in Frieden ziehen lassen; wenn die Majorität für Union stimmt, so soll Ihre Regierung gebunden sein und in Frieden mit dem Norden zusammenbleiben. Die beiden Regierungen können in dieser Weise unterhandeln und sich verbindlich machen, und das Volk, obwohl der Verfassung gemäß nicht berechtigt, über Krieg oder Frieden abzustimmen, kann die Wahl treffen, nach welchem der

beiden Vorschläge die Regierungen sich zu richten haben. Sie und Grant mögen unterdeß einen Waffenstillstand abschließen, welcher das Schwert in die Scheide stoßen würde, und dann würde es von der gegenwärtigen Generation gewiß nicht mehr gezogen werden.“ — „Dieser Plan ist gänzlich unausführbar. Wenn der Süden nur aus einem Staate bestände, so ließe er sich vielleicht in's Werk setzen; jetzt aber würde das Votum eines unserer Staaten, der sich gegen Emanzipation erklärte, die ganze Sache annulliren; denn Sie werden einsehen, daß Virginia durch seine Abstimmung nicht in Südkarolina die Sklaverei abschaffen kann, und umgekehrt.“

„Aber drei Viertel der Staaten können die Konstitution ändern. Auf diesem Wege möge es geschehen und jedenfalls durch das Volk. Ich bin kein Staatsmann oder Politiker, und ich weiß einstweilen noch nicht recht, wie der Plan sich am besten ausführen ließe, aber gehen Sie auf die Idee ein, — daß das Volk die Frage entscheide.“

„Die Majorität, meinen Sie. Wir haben uns getrennt, weil wir uns von der Herrschaft der Majorität losmachen wollten; und Ihr Plan würde uns derselben wieder unterwerfen.“

„Aber die Majorität muß am Ende doch herrschen, entweder mit Kugeln oder durch Abstimmung.“

„Das weiß ich doch nicht so recht. Weber der Gang der Ereignisse, noch die Geschichte beweist, daß die Majorität immer herrschen muß. Ich glaube eher das Gegentheil. Gewiß, mein Herr, der Mann, der vor das Volk der Südstaaten hintritt mit solch' einem Vorschlage, mit einem Vorschlage, der dem Norden das Recht giebt, über die innern und häuslichen Einrichtungen des Südens zu bestimmen, — der Mann wäre den ersten Tag seines Lebens nicht sicher. Ohne Richter und Geschworne würde er an den ersten Baum gefnüpft werden.“ — „Erlauben Sie mir, daran zu zweifeln. Ich halte es für mehr wahrscheinlich, daß er gehängt würde, wenn er proklamirte, die Majorität könne nicht herrschen.“ — „Das fürchte ich kaum,“ erwiderte Herr Davis mit gutmüthigem Lächeln. „Ich erlaube Ihnen, das von der Zinne des Hauses im Süden zu proklamiren.“ — „Aber im Ernste: Sie lassen die Majorität doch in jedem einzelnen Staate entscheiden; warum denn nicht im ganzen Lande?“ — „Weil die Staaten unabhängig und souverän sind. Das Land ist es nicht. Es ist nur ein Staatenbund, oder vielmehr war es ein solcher, jetzt sind zwei daraus geworden.“ — „So wären wir also kein Land; wir wären nur eine politische Handelsgesellschaft.“ — „Ja wohl, das ist alles.“ — „Der Name selbst legte dafür Zeugniß ab,“ warf Herr Benjamin ein. „Aber sagen Sie mir, sind die von Ihnen namhaft gemachten Bedingungen: Emanzipation, keine Konfiskation und allgemeine Amnestie, diejenigen, welche Herr Lincoln Sie uns anzubieten ermächtigt hat?“

„Nein, mein Herr; Herr Lincoln hat uns gar keine Ermächtigungen gegeben. Aber ich glaube, daß sowohl er als das ganze Volk des Nordens solchen Bedingungen Friedens halber zustimmen würde.“

„Dieselben sind sehr großmächtig,“ versetzte Herr Davis, indem er zum ersten Male in der Unterhaltung etwas wie Alerger merken ließ. „Amnestie aber, mein Herr, wird Verbrechern gewährt. Wir haben kein Verbrechen begangen. Konfiskation

ist nichts als eine Redensart, es sei denn, daß Ihr dieselbe durchsetzen könnt. Und Emancipation! Ihr habt bereits an zwei Millionen unserer Sklaven emancipirt, und wenn Ihr für dieselben sorgen wollt, so mögt Ihr auch den Rest noch emancipiren. Wir aber wollen frei sein. Ihr mögt jede Pflanzung zerstören, jede Stadt in Brand stecken, wir aber wollen unsere eigenen Herren bleiben."

„Ich sehe, Herr Davis, es ist unnütz, diese Unterhaltung fortzusetzen, und Sie werden uns verzeihen, wenn wir Ihnen unsere Ansichten mit einer gewissen Hartnäckigkeit aufdrängen wollten. Wir lieben das alte Sternenbanner und damit müssen Sie uns entschuldigen, daß wir Ihnen überhaupt zur Last gefallen sind.“

„Sie haben mich durchaus nicht belästigt,“ sagte er, seine gewöhnliche Gemüthlichkeit wieder annehmend. „Es freut mich, Sie Beide gesehen zu haben. Einst liebte ich das alte Banner so sehr, wie Sie es nun noch thun; ich hätte mein Blut dafür hingegeben; jetzt aber ist es nur das Sinnbild der Unterdrückung.“

„Ich hoffe, der Tag wird nie kommen, da ich das sagen muß,“ sagte der Oberst. Die Unterhaltung wandte sich nun auf nichtpolitische Gegenstände, die kein weiteres Interesse haben, und nach einer halben Stunde nahmen die Gäste Abschied, von dem Präsidenten mit herzlichem Gruße entlassend. „Sagen Sie Herrn Lincoln,“ fügte er hinzu, „daß ich gerne zu jeder Zeit Friedensvorschläge von ihm entgegennehmen werde, aber nur auf der Basis unserer Unabhängigkeit. Mit andern zu kommen, würde nutzlos sein.“ Als die beiden freiwilligen Gesandten das Zimmer verließen, empfing sie draußen Richter Duld und geleitete Sie aus dem Gebäude. „Nun, was ist das Resultat?“ fragte er. „Nichts als Krieg — Krieg bis auf's Messer.“ „Ephraim hängt an seinen Götzen,“ fügte der Oberst mit feierlichem Tone hinzu.

Schule der Weisheit.

[Ein Weinglas.] Im Frühlinge des Jahres 1860 erfüllte ein fürchterlicher Zug der göttlichen Gerechtigkeit eine kleine Stadt im Departement Sell'lure mit heilsamen Schrecken. An einem Sonntage zur Meßzeit saß ein Häuflein Müßiggänger in einer Schenke nächst der Kirche bei einem Tische zusammen und schwelgte. Bei der hl. Wandlung läuteten wie gewöhnlich die Glocken, was Einen aus dieser Gesellschaft in Wuth brachte. Er ergoß sich in einen Strom von Lästerungen gegen Gott, das hl. Sakrament, die hl. Jungfrau, die Priester u. s. w. Der Wirth und seine Gattin suchten vergebens diese Lästerungen zu verhindern. „O! rief er ihnen zu, euer Gott ist ja nur ein nichtiger Popanz; ich fürchte ihn gar nicht. Wohlan, er hindere mich, wenn er im Stande ist, dies Glas Wein hinunter zu schlucken!“ Wie er nun das Glas an die Lippen bringen will, wankt er, erblaßt und fällt, ein kalter Leichnam, zu Boden. Der Herr hatte diesmal die Herausforderung angenommen! — Ebenso hatte er, schon lange vorher, jene des gottlosen Voltaire angenommen. Dieser Ungläubige schrieb eines Tages an einen seiner vertrautesten Freunde: „In zwanzig Jahren wird es mit dem Infamen (er verstand darunter den Heiland) zu Ende sein.“ Dieses Schauerliche Wort erfüllte sich auf schreckliche Weise! —

Gerade zur bestimmten Zeit war es mit dem wirklich Infamen zu Ende. Wie das zwanzigste Jahr anbrach, starb der Infame Voltaire eines schauerlichen Todes.

Ein dunkles Haus in Berlin.

Das Haus zum guten Hirten von G. Rasch.
(Schluß.)

Wir stiegen nun einen Stock höher hinauf, wo der Schlafsaal der Mädchen befindlich war. Seine Einrichtung war ganz dieselbe, wie im Schlafzimmer der Kinder. Dieselbe Ordnung, Reinlichkeit und Sauberkeit. In den Ecken des lustigen und großen Raumes stand das Bett der Schwester, welche hier die Nacht schlief, von einem ähnlichen hölzernen Gitter umgeben. Auch die Mädchen wurden, sowie die Kinder, nie allein gelassen. Die Tagesordnung war in beiden Abtheilungen ganz dieselbe. Um sechs Uhr wurde aufgestanden. Mit einer Morgenandacht begann der Tag. Dann wurde gefrühstückt, Kaffee und weißes Brod. Die Kinder bekamen Butter zum Brode. Ein zweites Frühstück wurde um zehn Uhr gegeben. Vor dem Essen hatten auch die Mädchen eine freie Stunde, aus der gewöhnlich anderthalb wurden, um sich im Garten zu ergehen, sich mit einander umherzutummeln und sich körperliche Bewegung zu machen. Das Mittagessen bestand aus Suppe, Gemüse und Brod, dem dreimal die Woche eine reichliche Portion Fleisch beigegeben wurde. Auch wurde Nachmittags Kaffee getrunken, und eine Freistunde ging dem Abendessen vorher, welches aus einer Suppe bestand. Während der Arbeitsstunden durften sowohl die Kinder, wie die Mädchen nicht mit einander sprechen. Mit der immer im Zimmer anwesenden Klosterschwester war ihnen natürlich jede Unterhaltung gestattet. Auch machte der Unterrichts, den dieselbe abwechselnd während der Handarbeit ertheilte, diese Unterhaltung schon zu einer nothwendigen Folge. In den Freistunden hörte das Schweiggebot auf, und die Oberin sagte mir, daß die Unterhaltung dann sowohl bei den Mädchen, wie bei den Kindern außerordentlich lebendig werde und zuweilen gedämpft werden müsse, um nicht in zu laute Fröhlichkeit auszuarten. Abends um zehn Uhr nach der Abendandacht begann auch bei den Mädchen die Zeit des großen Stillschweigens, welche bis zum Beginn der Morgenandacht fortbauerte. In dieser Zeit durften sie weder unter sich, noch mit der anwesenden Klosterschwester sprechen. Dringende Fälle waren natürlich ausgenommen. Die Oberin hielt das Stillschweigen während der gemeinschaftlichen Arbeit und das Stillschweigen während der Nacht für ein durchaus nothwendiges Mittel, sowohl in der Erziehung der erwachsenen Kinder, als in der moralischen Besserung der Mädchen. Es verhindere die geistige Ansteckung untereinander, genüge aber auch vollständig, um diesen Zweck zu erfüllen. Eine weitere Isolirung sei ganz nutzlos und sei nur dazu geeignet, den Geist abzustumpfen und das noch vorhandene, moralische Bewußtsein abzuschwächen. Die Isolirung sei gar kein Moment in der moralischen Besserung, wenn, wie hier, eine Ueberwachung neben dem Schweiggebot stattfinde. Was sagen die Vertheidiger des Isolirsystems in unsern Zellengefängnissen dazu? Sie glauben nun einmal ohne Isolirung nicht fertig werden zu können

— oder sie wollen es nicht glauben; denn ein vernünftiger Mensch wird doch wohl nicht behaupten können, daß einige bei der gemeinschaftlichen Arbeit oder bei einem sonstigen gemeinsamen Zusammensein zugeflüsternde Worte die moralische Besserung fördern oder zu einer weiteren geistigen Anstreckung beitragen können. Und bei einer fortwährenden Ueberwachung sind doch nur höchstens Mittheilungen, welche sich auf wenige Worte beschränken, möglich. Die Isolirung des Gefangenen soll doch nur als Mittel zur Besserung und nicht als Verhärzung der Strafe dienen. Wenn das Stillschweigen aber genügend ist, um diesen Zweck zu erfüllen, wozu denn die geistesmörderische Isolirung in einer Zelle, welche kaum Raum für fünf Schritte hat? Sie ist eine durch nichts zu rechtfertigende Menschenquälerei, eine Sünde gegen die Humanität, eine moderne Barbarei. Das Zeugniß der Oberin des Hauses zum guten Hirten möge mir zum Beweis meiner Behauptung dienen. Die Resultate, welche hier ohne Isolirung nur mit religiösem und moralischem Zuspruch und mit dem Schweigebot während der Arbeitsstunden und während der Nacht hervorgebracht worden, sind schlagend. Oder will vielleicht Jemand behaupten, daß das moralische Bewußtsein bei den in einem Zuchthause detinirten Sträflingen tiefer gesunken sei, als bei den Bäuerinnen im Hause zum guten Hirten? Schwerlich würde eine solche Behauptung in irgend einer Weise motivirt werden können. Aber wie hoch steht das System dieser würdigen Klosterfrau, welches sich auf wirkliche Humanität, auf religiöse und moralische Besserung des Gefallenen, die wahre Liebe der Christusreligion stützt, über euren spitzfindigen Menschenquälereien, ihr Strafanstaltsdirektoren, ihr Zuchthausverwalter, ihr Brüder vom rauhen Hause, welche ihr eure Gefangenen in einem trichterförmigen Gefängnißhose — zur Erholung umhertraben laßt, welche ihr den Stock und die Peitsche für unumgänglich nothwendig zur Besserung des menschlichen Herzens haltet! — So hoch, wie die wahre Christusreligion über euren pietistischen Theorien und über der Heuchelei steht. — Als ich mit der Oberin wieder in dem kleinen Gartenraum stand, der den Bäuerinnen zum Spazierengehen dient, trat die Klosterfrau hinzu, welche ich oben im Arbeitszimmer der Kinder getroffen hatte. Sie war in ihrer mühsamen Thätigkeit durch eine andere Schwester für den Abend ersetzt worden. „Sind Sie zufrieden mit dem, was Sie bei uns gesehen haben,“ sprach sie lächelnd mit ihrer schönen, vollen Stimme, „oder glauben Sie auch, daß Klosterfrauen nur dazu da sind, um Bßes zu thun?“

„Ich kann Ihnen nur meine Bewunderung über das aussprechen, was ich sah, Sie und die Schwestern sind wahre Pflegerinnen der Religion, der Liebe und der Barmherzigkeit; noch mehr jedoch bewundere ich die Heiterkeit Ihres Gemüthes bei dieser anstrengenden Thätigkeit. Aber darf ich Sie bitten, mir nun noch das Kloster und Ihre eigene Wohnung zu zeigen?“

„Sie werden da nicht viel Merkwürdiges sehen,“ erwiderte die Oberin, „aber wenn Sie wollen, kommen Sie, der Abend ist nahe, die Sonne wird gleich untergehen.“

Wir gingen nach dem Klostergebäude, welches sich mit der Kirche unter demselben Dache befindet. Einige steinerne Stufen führten vom Garten zu dem kleinen Vorplaz, auf den die Treppe zum obern Stocke mündet. Ein großes Crucifix schmückte

die der Pforte gegenüberliegende Wand, an der Seitenwand stand ein großer Schrein von braunem Holz, in dem die Kirchengewänder und der Altarschmuck verwahrt wurden. Auf dem Schrein standen weiße Kerzen auf zierlichen Kandelabern zwischen Blumenvasen mit duftenden Herbstblumen, und hohe Topfgewächse und Oleandersträucher lehnten in den Ecken des trotz seiner Einfachheit in seinem Ensemble zierlichen Vorplazes. Die Oberin öffnete den Schrein, um mir die Kirchengewänder, die Ordensgewänder und den Altarschmuck zu zeigen. Unter anderem nahm sie daraus eine prächtige, reich mit Gold und Silber gestickte Altardecke hervor, welche mit prachtvollen Spizen garnirt war. „Sehen Sie einmal diese herrlichen Spizen,“ sagte die Oberin, und hielt in ihrer schönen weißen Hand die Spizen gegen den glühenden Abendhimmel, welcher durch die offene Klosterpforte hereinleuchtete; „es ist ein Geschenk der Gräfin Ida Hahn.“

Ich mußte unwillkürlich lächeln über den Ernst, mit dem mich beide Damen auf die Schönheit der Spizen aufmerksam machten.

„Schöne Spizen,“ sagte ich, fröhlich lachend, „versehlen doch nie ihren Eindruck auf ein Mädchenherz, selbst wenn es unter dem weißen Ordenskleide der Frauen des Hauses vom guten Hirten schlägt. Nun ja, es ist natürlich, der Anblick eines schönen Pferdes, oder einer gut gearbeiteten Waffe würden mich noch im Tode erfreuen.“

„Alles, was Sie sehen, ist geschenkt. Der Schrein, die Blumenvasen, die Kirchengewänder, die Altardecken. Jene Kandelaber besitzen wir erst seit wenigen Tagen. Ein armer Tischler brachte sie eines Abends. Auch fast alles Hausgeräth ist Geschenk, meist von Arbeitern und armen Leuten. Ich sagte Ihnen ja schon oben im Sprechzimmer, wir leben recht leichtsinnig in den Tag hinein, vom Credit und von Geschenken.“

Mehrere Stufen neben dem Treppenhause in die Klosterkirche. Die Oberin ging voran und öffnete die schwere Thüre, ich folgte mit der andern Klosterfrau. Es war nicht die eigentliche Klosterkirche, welche wir jetzt betraten, sondern die Kapelle, in der die Klosterfrauen ihre Andacht zu halten pflegten. Bunte und mit Heiligenbildern oder mit Scenen aus der Passionsgeschichte geschmückte Fenster brachen die Sonnenstrahlen wie Prismen, die Wände und der mit Granitquadern belegte Boden waren ganz mit farbigen Reflexen überdeckt, eine Seite nahmen niedrige Betstühle ein, während der freie Raum an den Wänden mit Kreuziszen, Bildern und Kränzen geschmückt war; ein bis in die Höhe der Kapelle hinausreichendes Gitter von braunen, quer übereinander liegenden Holzstäben trennte die Kapelle von der Klosterkirche; das Gitter war von oben bis unten mit einem schwarzen Vorhang verhüllt. Die Kapelle war fast dunkel, die buntgefärbten Seitensenster ließen das Licht nur in sehr gedämpfter Stärke einströmen. Ich konnte die Gestalten der Klosterfrauen, welche vor mir an dem Gitter knieten, nur an ihren weißen Gewändern unterscheiden. Dann erhob sich die Oberin von der Steinplatte, auf der sie betend gekniet hatte, und zog an einer Schnur den Vorhang von dem Gitter zurück. Der Vorhang rauschte auf, und wir blickten durch das Gitter und durch die gegenüberliegenden hohen Kirchenfenster in den glühenden Abendhimmel, welcher jetzt plötzlich die Kirche und den engen

Raum der Kapelle mit einem Meer von rothem Sonnenlicht überströmte. Staunend und schweigend blickten wir einige Sekunden der untergehenden Sonne in ihr glühendes Antlitz. „Ist es nicht schön hier?“ sagte die Klosterfrau, welche sich jetzt auch erhoben hatte, und deren liebliches Gesicht der Reflex des rothen Lichts mit einem rosenfarbenen Duft überhauchte. Dann deutete die Oberin auf einen weißen Grabstein in der Kirche, gleich neben dem Altare. „Sehen Sie das Grab?“ sagte sie mit einem Tone in der Stimme, in dem eine Gemüthsbewegung nicht zu verkennen war.

„Ich sehe das Grab, gnädige Frau, wer schläft dort?“

„Meine Vorgängerin in diesem Hause. Sie war noch jung, als sie starb.“

„Starb sie an einer Krankheit?“

„Sie war brustleidend, wohl in Folge der großen körperlichen und geistigen Anstrengungen, welche ihr Beruf von ihr forderte. Auch ich werde dort ruhen, wie und wann Gott es will.“

Schweigend trat eine dritte Klosterfrau in die Kapelle. Sie verneigte sich dreimal gegen den Altar der Kirche. Dann kniete sie in einem der Beistühle nieder, um schweigend ihre Abendandacht zu verrichten. Der schwarze Vorhang vor dem hohen Gitter raufchte nieder, der weiße Grabstein und der rothglühende Abendhimmel waren verschwunden, und dunkle Schatten legten sich über den engen Raum der Kapelle. Wir traten hinaus und standen wieder in dem blumengeschmückten Vorhause, wo der gekreuzigte Christus von der Höhe der Wand mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Milde und Hoheit herabblckte.

Die oberen Räume des Klosters, welche den Schwestern, die nicht in den Zimmern der Bäterinnen und der Kinder schliefen, als Wohnräume und Schlafräume dienten, waren äußerst einfach. In den Schlafzimmern befanden sich nur ein Tisch, ein hölzerner Stuhl und ein Bett, im Refectorium nahm ein längerer Tisch die drei Seiten des Raumes ein. Früher, bevor das Haus, in dem ich die Kinder und die Bäterinnen gesehen hatte, gebaut war, mußte der Raum hier außerordentlich beschränkt gewesen sein. Eine durch die ganze Länge des Hauses führende Mauer schied auch damals die Kinder von den jungen Mädchen. „Kommen Sie her, Herr Doctor,“ rief plötzlich die Oberin, „das Schönste in unserem Hause haben Sie noch nicht gesehen.“ Ich folgte ihr, neugierig, wohin sie mich führen würde. Sie führte mich — in eine äußerst freundliche und mit größter Sauberkeit eingerichtete Küche. Eine ältere Laienschwester in weißer Kleidung und ohne den schwarzen Schleier war mit der Anfertigung des Abendessens beschäftigt. „Nicht wahr, meine Schwester,“ sagte die Oberin, „die schöne Küche haben wir erst seit Kurzem, die alte war recht schlecht und immer so voll Rauch. Es war auch oft sehr wenig darin zum Essen und zum Kochen.“

„Ist sehr wenig, Frau Oberin, aber Gott hat uns doch immer geholfen.“

Eine halbe Stunde später saß ich in der kleinen Hinterstube des Pfarrers, welcher dem Kloster gerade gegenüber wohnt. Der Pfarrer litt an einer Augenentzündung. Das Zimmer wurde deshalb dunkel gehalten; nur der Mond, welcher wie eine glänzende Silberscheibe an dem ganz wolkenlosen, blauen Frühlings-

himmel schimmerte, blickte durch die Fenster. Der Pfarrer erzählte mir eine Menge höchst verdrießlicher Geschichten, welche den Klosterfrauen fortwährend mit der Polizeibehörde passirten. Dieselbe führte sie nach allen Richtungen hin in ihrem frommen und gewiß verdienstvollen Werke durch peinliche Recherchen, Anfragen bei den Verwandten und Eltern der im Kloster aufgenommenen Kinder und Mädchen, und durch Schreiberinnen, welche das Gefühl der Letzteren oft auf's Tiefste verletzen mußten. Ich wunderte mich natürlich nicht im Mindesten darüber. „Wissen Sie, Herr Pfarrer,“ sagte ich, als ich von dem mit Recht erbitterten Manne Abschied nahm, „es mag viel daran liegen, daß das Kloster unter strenger Clausur steht, und daß Niemand weiß, was da drinnen eigentlich vorgeht. Auch mir wurden noch kürzlich die wunderbarsten Dinge von dem Leben und Treiben im Kloster erzählt. Mich kann Niemand kirchlicher Tendenzen verdächtigen; wofür, ich werde nächstens in einer großen deutschen Zeitung Ihr „Haus zum guten Hirten“ schildern, wie ich es gefunden habe. Vielleicht kann ich so dazu beitragen, Ihnen und den Klosterfrauen Ruhe zu verschaffen, und diesen allerdings höchst peinlichen und unangenehmen Recherchen ein Ende zu machen.“

Der würdige Pfarrer drückte mir herzlich die Hand zum Abschiede. „Thuen Sie's mit Gott,“ erwiderte er, „in der öffentlichen Meinung wird es uns gewiß sehr nützen; ob bei der Polizei — das ist eine ganz andere Frage.“

Vermischte Nachrichten.

Breslau. Wie verlautet, soll die Professur der kathol. Dogmatik an hiesiger kath. -theolog. Fakultät Professor Dr. Lämmer aus Braunsberg nebst dem hiersfür vacant gehaltenen Canonicat erhalten. Die Fakultät wäre wegen der Acquisition dieser gelehrten Celebrität zu beglückwünschen und die Diözese kann den vortrefflichen Priester nur willkommen heißen. Das Verdienst dieser Berufung dürfte nach unserer Kenntniß der Stimmungen über Dr. Lämmer wohl vorzugeweise unserem Hochwürdigsten Herrn Fürstbischof zuzuschreiben sein. Auch hört man, daß Can. Prof. Dr. Balzer, ohne jedoch zu lesen, Mitglied der Fakultät bleiben und Prof. Dr. Bittner in sein Lehramt resituiert werden solle, womit dann die peinlichen Fakultätsangelegenheiten einen Abschluß erhielten, da für die Pastoral der tüchtige Gelehrte Dr. Probst berufen ist.

8. **Breslau**, 5. Oktbr. (Schuleinweihung.) Heute früh 9 Uhr fand die Einweihung der neu errichteten kathol. Elementarschule Nr. VIII. (Neue Lauenzienstraße Nr. 72) durch den Herrn Schulen-Inspector Pfarrer Rliche statt und war mit dieser Feier zugleich die Einführung des Revisors, des Herrn Kaplan Ober von St. Mauritius, verbunden. Anwesend war außer den an die Schule berufenen Lehrern, den Herren Müller, Kapiza und Wiedemann, auch der städtische Schulrath Herr Dr. Wimmer und die Schulvorsteher: Maurermeister Winkler jun. und Fabrikbesitzer Bilslein. Dem von dem Schulen-Inspector Rliche den städtischen Behörden ausgesprochenen Danke für die Einrichtung der Schule wollen auch wir uns anschließen, und wünschten wir nur, daß die städtischen Behörden den Wünschen

der kathol. Bevölkerung nach einer spezifisch kathol. höheren Lehranstalt ebenso bereitwillig entsprechen möchten, da das desfallsige Bedürfnis noch stärker gefühlt wird, als das nach ausreichenden kathol. Elementarschulen.

Breslau. Der in ganz Schlesien beliebte Jesuitenpater C. Schneeweiß, vordem Gymnasial-Religionslehrer in Neisse, ist, nachdem er mehrere Jahre akademischer Prediger an der Universitätskirche in Innsbruck gewesen, nunmehr in das Collegium auf dem Freienberge bei Linz in Ober-Oesterreich dirigirt. Derselbe hielt in Brixen kürzlich die geistlichen Exercitien, denen der Hochw. Herr Fürstbischof, 4 Domherren und 74 Priester beiwohnten. Auf dem Freienberge haben die Patres Jesuiten eine höhere Bildungsanstalt nebst Pensionat für studierende Jünglinge. Die Entfernung von Linz beträgt kaum eine Viertelstunde. In dem vortrefflichen Karmeliter-Kloster zu Linz befindet sich gegenwärtig der ebenfalls vielen Schlesiern und namentlich den Glägern wohlbekannte Pater Lucas Hausmann, aus Reinerz gebürtig, der, wie wir zuverlässig erfahren, ganz seinem gewählten Beruf lebt und allgemeine Verehrung genießt.

Lüneburg. (Ein Denkmal für ein Schwein.) Daß man einem Schweine im natürlichen Sinne des Wortes ein Denkmal gesetzt hat, gehört allerdings unter die Seltenheiten. Ein solches Denkmal findet man auf dem Rathhause zu Lüneburg; dort wird der Schinken eines Schweines in einem kostbaren Glaskasten aufbewahrt. Auf demselben steht eine lateinische Inschrift mit goldenen Buchstaben folgenden Inhalts: „Hier siehst Du die Ueberreste des Schweines, welches sich durch die Entdeckung der Lüneburger Salzquellen berühmt gemacht hat.“

** „Ich kann's nicht begreifen,“ sagte ein Trunkenbold, „ich trinke absichtlich nur weißen Wein — und doch bekomme ich eine rothe Nase!“

Vom 27. Septbr. bis 2. Oktbr. bei der Collecten-Affervation an milden Gaben eingegangen:

Missionen: Breslau R. N. 2 rth., Martha und Giersdorf H. C. Müller 3 rth., Landeck H. P. Schlombs 50 rth., Seiffisch H. P. Urban 2 rth. 15 gr., Frankenstein B. u. F. 1 rth. — **Berein der heil. Kindheit:** Neisse H. R. Werner 3 rth., Liebau H. R. Machui 12 rth., Catterh H. R. Bartsch 7 rth., Friedrichshayn H. E. Stöber 2 rth. 15 gr., Kostenbluth H. R. Toepfch 5 rth., Breslau Ungenannt 5 gr., Seiffisch H. P. Urban 2 rth. 15 gr., Blumenau H. R. Gloger 15 rth. — **Für den heil. Vater:** Breslau R. S. 50 rth. — **Schullehrer-Wittwen- und Waisen-Kasse:** Rengersdorf H. R. Schulz-Insp. Nitsche (Ertrag eines Concerts des H. Advs. Schmitt) 10 rth. — **Neuzelle:** Frankenstein N. F. 1 rth. — **Grünhof:** Frankenstein F. 1 rth. — **Stralsund:** Frankenstein F. 1 rth. — **Cöslin:** Frankenstein F. 1 rth.

‡ Für die Kommunikanden-Anstalt zu Neuzelle sind unmittelbar eingegangen: Aus Glaz von einer Ungenannten 2 rth., von einer armen Wittwe 1 rth., vom H. P. Gomille 1 rth., aus Langenbielau 1 rth. und Kleidungsstoffe, eben daher von einer bewährten Wohlthäterin 10 rth.

Von diesen und andern milden Gaben haben bisher 30 Knaben und 5 Mädchen kümmerlich gelebt, aber auch Keller, Kammer und Kisten geleert, und die Kleidung bis auf den letzten Faden abgenutzt. Der rauhe Winter, wo noch viele andere Neukommunikanden in das Haus der Vorsehung zu Neuzelle

flüchten, um Jesum den Heiland kennen zu lernen, und sich an seinem liebevollen Herzen zu erwärmen, steht vor der Thüre. Woher Brot und Kleidung nehmen für so Viele? Die Kinder haben nicht gesäet und geerntet, aber sie hoffen, daß der Herr der Ernte, welcher die Vögel des Himmels ernährt und die Blumen des Feldes kleidet, auch für sie den Winter hindurch wieder sorgen wird, und zwar durch fromme Seelen, welche Gottesgaben für sie mit eingeerntet haben. Gern werden sie mit den Brosamen zufrieden sein, die von dem gesegneten Tische fallen. Täglich ihr Gebet mit der Bitte beschließen: „O Herr! gieb allen unsern Wohlthätern zur Belohnung das ewige Leben.“ —

Familien-Nachrichten.

Verlobt. Fr. Ida Vibrach, Fr. Rittergutsbes. R. Hoffmann, Trebnitz; Fr. Klara Horn, Fr. Karl Fleischer, Breslau; Fr. Ottilie v. Tschiroky, Fr. Rittmeister Conrad v. Randow, Breslau; Fr. Auguste Wiedekind, Fr. Apotheker Otto Maschke, Breslau.

Gestorben. Berw. Fr. Stadthalterin Julie Hiller, Schweidnitz; Fr. Charl. Jone Weston, Landeck; Fr. Agnes Möller geb. Rabath, Breslau; Rfm. L. S. Wallentin, Liebau.

Aviso. Wo die „Hausblätter“ auf rechtzeitige Bestellung nicht eingetroffen, wolle man sofort bei der betreffenden Post reklamiren.

Jeden Dienstag **frische Blut- und Leberwurst** empfiehlt

C. Nipel, Kupferschmiedestraße Nr. 3, und Keizerberg Nr. 1 im „grünen Baum.“

Ein Mädchen in gezeigten Jahren sucht eine Stelle als Wirthin bei einem geistlichen Herrn. Dieselbe kann sofort antreten und ist in der Hauswirthschaft bewandert, da sie schon ähnliche Stellen zur Zufriedenheit bekleidet hat. Offerten werden in der Expedition d. Bl. entgegengenommen. [280]

Knaben von Auswärts, die hier das Gymnasium besuchen, finden unter soliden Bedingungen freundliche Aufnahme: Einhorngasse Nr. 3, 2 Treppen. [281]

W. Preuß' Sargmagazin, Kupferschmiede- Straße 35.

Breslauer Börse vom 6. Oktober 1864.

| | | | | | |
|----------------------|----|---------|----------------------|-----|--------|
| Freiw. Staatsanl. | 4½ | — | Schles. Pfandbr. | 3½ | 91¼ G. |
| convert. v. 50 u. 52 | 4 | 96¾ B. | do. Rustikal | 4 | 99½ B. |
| Preuß. Anl. 1853 | 4 | — | Schles. neue Lit. A. | 4 | 100 B. |
| Preuß. Anl. 55. 56 | 4½ | 101¼ B. | do. Lit. B. | 4 | — |
| Preuß. Anl. v. 59 | 5 | 106 B. | Schles. Lit. C. . . | 4 | 99¼ B. |
| Präm.-Anl. 1855 | 3½ | 127¼ B. | do. Lit. B. . . | 3½ | — |
| Staats-Schuldsch. | 3½ | 89¼ B. | Schles. Rentenbr. | 4 | 98½ G. |
| Pofener Pfandbr. | 3½ | — | Pofen. Rentenbr. | 4 | 95¼ B. |
| do. do. | 4 | — | Oesterr. Nat.-Anl. | 5 | 67¼ B. |
| do. neue | 4 | 94¼ G. | Oesterr. Banknoten | 85¼ | G. |

Getreide-Preise vom 6. Oktober 1864.

| | | | | | | |
|-----------|-----------------|-----|-------------|-------------|-------------|-----|
| W. Weizen | Schfl. 62-68-73 | Gg. | Erbsen | Schfl. . . | 52-58-64 | Gg. |
| G. Weizen | 59-62-67 | | Kartoffeln | Sack | 22-26 | |
| Roggen | 40-41-43 | | Raps | 150 Pfd. | 182-198-214 | |
| Gerste | 39-40-42 | | Wint.-Rüben | 178-188-202 | | |
| Hafer | 22-28-32 | | Som.-Rüben | 150-170-180 | | |

Kleesaat, rothe, ord. 12½—13½ Thlr., mitte 14—15 Thlr., feine 15—15½ Thlr.; weiße, ord. 13½—15 Thlr., mitte 15½ bis 17 Thlr., feine 17½—18½ Thlr. per Centner.